

Kenneth Goldsmith: Uncreative Writing: Sprachmanagement im digitalen Zeitalter

Berlin: Matthes & Seitz 2017, 349 S., ISBN 9783957572523, EUR 30,00

Uncreative Writing versammelt Aufsätze über das Schreiben und Lesen im Zeitalter der Digitalisierung. In einer Mischung aus Manifest, Poetologie und Kunstgeschichte beinhaltet das Buch zum einen eine komprimierte Geschichte der künstlerischen Avantgarde des 20. Jahrhunderts. Zum anderen erklärt es das Prinzip, sich selbst kreativ-eigenschöpferisch ausdrücken zu wollen für überholt und setzt diesem ein Produktives Kopieren entgegen: Bereits vorhandener Text wird aus dem Zusammenhang gelöst und in einen neuen übertragen. Text bedeutet hier auch Abbildungen jeglicher Art (Bilder, Fotos, Filme etc.) und Tonproduktionen (wie Musik, *Sounds*, gesprochene Sprache), die in diesem Verständnis nichts anderes als „ellenlange *Codes* [in] alphanumerischer

Sprache“ (S.324) sind. Dieses Übertragen geschieht im Wesentlichen eben „durch die strategische Verwendung von Appropriation, Replikation, Plagiat, Piraterie, Sampling, Plünderung als kompositorische Methoden“ (S.275). Der New Yorker Dichter und Literaturprofessor Kenneth Goldsmith ist dafür bekannt, Textabfälle des Alltags vor allem lyrisch zu verarbeiten: Mit ‚Abschreiben‘ oder ‚unkreativem Schreiben‘ hat es Goldsmith selbst zu einigem Erfolg als Künstler und Lyriker gebracht, unter anderem hat ihn das New Yorker Museum of Modern Art 2013 zum *Poet Laureate* gekürt. An der University of Pennsylvania unterrichtet Goldsmith zudem seit 2004 regelmäßig Studierende in Kursen wie *Uncreative Writing* oder auch *Wasting Time on the Internet* (SS 2015). Spätestens

mit der von Swantje Lichtenstein und Hannes Bajohr 2017 vorgelegten Übersetzung seiner Textsammlung für die deutsche Ausgabe seines bereits 2011 erschienenen Buches, die vom Autor um ein weiteres Kapitel von rund 70 Seiten erweitert wurde, hat sein Œuvre nun auch den deutschen Sprachraum erreicht. Es liest sich als eine Hymne auf das Plagiat und die Replikation, auf Remix, Kopie und ‚Appropriation‘ – also die Aneignung von Worten und deren neue Rahmung, als literarische Werkzeuge wie wissenschaftliche Techniken – und ist unterlegt mit einer profunden Beispielsammlung. Letztere stammt überwiegend aus dem US-amerikanischen (Sprach-)Raum, aber auch deutsche Autoren wie Eugen Gomringer (S.82) oder die Diskussion um Plagiat versus Intertextualität in Helene Hegemanns erstem Roman *Axolotl Raodkill* (Berlin: Ullstein 2010) finden Erwähnung (vgl. S.332).

Es ist einerseits bestechend, wie Goldsmith es schafft, die Sicht auf digitale Technologien zu wenden und explizit ein Recht auf Plagiate zu begründen – ohne andererseits weiter zu reflektieren, unter welchen Rahmenbedingungen das gegebenenfalls geschehen könnte. Für ihn ist schlicht das „Ende menschengemachter Literatur“ (S.23) erreicht: Poesie werde künftig „von Maschinen für Maschinen“ (ebd.) geschrieben, ‚Originalität‘ laute das Gegenwort zu ‚Spam‘ – sei doch „der simple Akt, einen Text abzuschreiben (bereits) genug, um ein neues literarisches Werk zu konstituieren“ (S. 25). Goldsmiths Cyber-Utopie einer ‚provisorischen Sprache‘ muss einem nicht immer behagen, allein ist er damit aber nicht, wie etwa die online

vorgenommenen Ausführungen zur Bedeutung von ‚sprachalgorithmen [in der] gegenwärtigen ‚linguistische wende‘ der deutschsprachigen literatur‘ (<https://www.logbuch-suhrkamp.de/joerg-piringer/datenpoesie/>) des Österreichers Jörg Piringer zeigen. Piringer gehört wie die Übersetzer von Goldsmiths Buch zu einer deutschsprachigen Szene, die sich konzeptuellem und digitalem Schreiben widmet. Lichtenstein lehrt Ästhetische Praxis, Bajohr ist Teil des Berliner Textkollektivs 0x0a. In *Wendekorpus* (<http://0x0a.li/de/text/wendekorpus/>) hat er etwa das Textarchiv der Wendejahre nach sechsgliedrigen Sätzen, die mit „wir“ beginnen, durchsucht und daraus maschinell Listen generieren lassen, an anderer Stelle Texte der *Pegida*-Bewegung durch ein *Scraping-Script* ad absurdum geführt (vgl. <http://0x0a.li/de/die-sprache-pegidas/>).

Die Frage aber, wer das alles lesen soll und ob überhaupt, stellt am Ende Goldsmith im Nachwort selbst. Statt lesbarer Endprodukte komme es ihm auf die Idee an: auf „Bücher, bei denen es nicht mehr so sehr darum geht, dass man sie liest“ (S.321), lauten Fazit und Vision in einem, „sondern darum, dass man über sie nachdenkt“ (ebd.). Das sollte weniger befremdlich sein, als es klingen mag: Goldsmiths Texte zu lesen, ist streckenweise durchaus amüsant. Sie mögen für Konzeptkünstler_innen und poetologische, performative Lyriker_innen möglicherweise auch Visionen offenbaren, im Wissenschaftsbetrieb und Journalismus aber wohl eher nicht.

Detlef Pieper (Berlin)